

Cirkusblut

Roman von

Heinrich Lee.

(4. Fortsetzung.)

Frau Director Zumbusch stand, in ihr bekanntes, kostbares, launes Pelzcape gehüllt, in dem nun leeren Stallcape hinter dem zugeschobenen Vorhang. Frau Director Zumbusch war eine Dame, die schon hoch in den vierzigern stand; ihr scharf markirtes Gesicht hatte etwas ganz Männliches, und wenn sie im Costüm eines Riquarers die ungariſche Post ritt, so wollte es auch niemand glauben, daß dieser Riquarer nicht wirklich ein Mann war. In Frachtreifen war es von der Frau Director bekannt, daß — wie sie auch in allen anderen Dingen eine sehr tüchtige Stütze ihres Gatten war, — die Pantomimen sämtlich von ihr erfunden und entworfen wurden und daß sie sich um das Allerkleinste dabei zu kümmern pflegte.

„Dort steht sie!“ sagte er Billeleur zu Frau Schaffer.

„Sie sind Frau Schaffer?“ begann die Frau Director sofort und ohne Einleitung nach Art von Menschen, die ihre Zeit nicht zu verlieren haben — „Sie sind die Mutter des Kindes, das heute zum erstenmal im Ballet tanzt?“

„Zu dienen, Frau Director!“ sagte Frau Schaffer ehrsüchtig.

„Ich möchte über Ihr Kind mit Ihnen reden“, fuhr die Frau Director in derselben Weise fort — „ich habe es auf den Proben gesehen. Es hat sehr viel Talent. In acht Tagen schließen wir hier die Vorstellungen und gehen dann nach Wien. Ich würde für das Kind beim Ballet immer eine gute Verwendung haben. Ich möchte Sie deshalb fragen, ob Sie sich entschließen könnten, es ganz zu uns zu geben. Als Gage biete ich Ihnen monatlich hundertfünfzig Mark.“

Vängt hatte hinter dem Vorhange die Musik wieder begonnen. Im Stallgange rann in ihren blauen Piroren die Diener und Stallknechte hin und her, sogen unter den aranen Drückplanen, die an der innern Wand entlang bisher allerhand Geheimnisse bedeckt hatten, die buntemalten Requisiten hervor, die „Chosen“, wie sie vom Regisseur, dessen commandierende Stimme durch den Gange ertönte, genannt wurden und hinten aus den Garderoben und Ställen sprudelten, setzten in ihren glänzenden Costümen die Tänzerinnen, die Reiter auf ihren Pferden und die ganze mitwirkende Truppe heraus. Es war in großer und doch bis aufs Winaische geordneter Wirrwarr und mitten darin stand Dordchen, nur konnte sie ihre Mutter, weil sie die Kleinste in dem Trübel war, nicht sehen.

„Nun?“ fragte die Frau Director ungeduldig.

Es ging in Frau Schaffers Kopf während dieser Augenblicke nicht weniger verwirrt und bunt zu, als drüben in dem Gewimmel.

Endlich flirrte Frau Schaffer etwas, nämlich daß Dordchen ihr einziges Kind wäre, daß sie kein zweites hätte, daß sie ganz allein in dieser Welt dastünde, daß ein Kind doch keine Aussicht haben müßte und daß es einer Mutter doch nicht möglich wäre, unter solchen Umständen von einem Kinde sich zu trennen.

„Was sind Sie denn?“ fragte die Frau Director.

„Ich plätze“, erwiderte Frau Schaffer.

„Verstehen Sie sich auch auf Toiletten?“

Frau Schaffer war vor ihrer Verheiratung auch einmal Kammerjungfer bei einer vornehmen Dame, einer Gräfin, gewesen, und sie dachte an diesen Abschnitt ihres Lebens mit einer Art von Stolz. So bejahte sie die Frage der Frau Director.

„Dann mache ich Ihnen einen Vorschlag“, sprach diese weiter — „wir brauchen noch eine Garderobiererin. Nehmen Sie den Posten an, dann bleiben Sie mit Ihrem Kinde zusammen! Also wollen Sie?“

Der bunte Wirrwarr in Frau Schaffers Kopf gestaltete sich nur noch bunter und verwirrter. Dordchen's Zukunft sollte plötzlich mit einem Schlag eine neue Wendung bekommen. Nicht auf der Theaterbühne, sondern in der Circusmanege sollte ihr Glück erblühen. Unter den Leibbibliothekromanen, die Frau Schaffer als Kammerjungfer meist gelesen hatte, hatte es auch solche gegeben, in denen Damen vom Circus nicht weniger ihr Glück machten als Damen vom Theater. Und auch ihr eigenes Dasein sollte nun anders werden. Wie ein noch ungehener langes Plättchen hatte es vor ihr gelegen, Bügeln streng an, die Arme und die Brust. Dafür jetzt in Sammet und Seide wühlen. Und reisen, die Welt sehen, und Dordchen, wenn sie nun engagiert war, am Ziel!

Der Stallgang leerte sich wieder immer mehr. Die Pantomime hatte längst begonnen und die Musik schlug jetzt wie Jubel der Zukunft an Frau Schaffers Ohr.

„Abgemacht also! Kommen Sie morgen Vormittag in's Bureau, dann machen wir Kontrakt!“

Die Frau Director nickte, dann raufte sie davon.

Als Frau Schaffer sich unter den Zuschauern wieder auf ihrem Platze einfand, war das Ballet bereits im vollen Gange. Die Manoege bot einen herrlichen Anblick. Viele hundert Personen in den farbenprächtigsten Kostümen tummelten sich darin umher. Von der Kuppel des Gebäudes floß der blendende Strom des elektrischen Lichtes auf die Evolutionen der Tänzerinnen ein. Aus ihrer Mitte erhob sich ein mit rothen Reispichen behangenes Viedestal, auf dem in kleinen hübschen Mädchen im einfachen weißen Kleidchen stand, das lange Bänder von rosa Seide in der Hand hielt, die mit dem andern Ende unten um die Tänzerinnen zerschlangen waren.

Die Tänzerinnen machten um das Viedestal soeben die grunde runde, das kleine Mädchen führte dazu, den Knäuel der Bänder haltend, die anmuthigsten Entschlüsse und die kühnsten und trotz ihrer Höhe doch zielrichtigen Ballonstürze aus, alle die vielen tausend Menschen sahen nur auf das kleine Mädchen hin und als es gar, während die Tänzerinnen unten stehen blieben, dreimal rund um das Viedestal auf das Größtste des Epizenters ausfuhrte, um zum Schluß wieder in die Mitte mit einer launen wirbelnden Pirouette und einen darauf folgenden Sprung, die so schwierig sie auch ausfiel, ihr doch etwas ganz Leichtes schien, ihr Solo beschloß, da brach im ganzen Circus ein Klaischen und ein Beifallsjubel aus, wie er sonst kaum den gefeiertsten Reiterinnen nicht beschiedener war. Die feinsten Damen in den Logen fragten, wer das kleine reizende Mädchen war. Es war Dordchen Schaffer, ihre Mutter war nur eine einfache Blättchen und dort sah sie unter den Tausenden verstreut im Parterre, neben ihr eine andere Dame, die gleichfalls wieder mittelfaltete, wenn ihre Hände, trotz des vornehmen Plages, auch nur in grauen abgetragenen Spinnhandschuhen steckten. Auch Fräulein Wagner, Dordchen's Lehrerin, war heute Abend im Circus und sie fragte sich, ob Dordchen morgen früh wohl in die Schule kommen würde, ja, ob eine städtische Elementarschule überhaupt noch Dordchen würdig sei.

Nein, Fräulein Wagner! Dordchen Schaffer ist Jüngerin von diesem Abend ab entzogen. Bringen Sie ihre schätlichen Wissenschaften nur ruhig an anderen Kindern bei. Leute, wie wir sind, brauchen wir nicht mehr. Wir sind mit Ihnen fertig!

Aus der verlassenem Hauptmannswohnung schimmerte um dieselbe Stunde ein Lichtschein. Das Licht kam aus dem großen Festsaal, wo in der Gastzone, die an der Decke hing, eine Flamme angezündet war. Die Hände auf dem Rücken getreu, ging in diesem Saale ein fremder Herr auf und ab. Er war von hoher, eleganter Gestalt, trug seine Handschuhe und verriet auch sonst in Kleidung und Gesicht den vornehmen Mann. Er war porchig mit einem Wagen angekommen, hatte eine kurze Unterredung mit Herrn Bartlett, dem Hauswirt, gehabt und war darauf von diesem höflich in die Wohnung begleitet worden. Nebenlag das Zimmer, in welchem der Hauptmann aß und dann aufgebahrt worden war. Zwischen den Stühlen, auf denen der Herr gesessen hatte, stand noch der große Topf mit Chlor und wohl deshalb, weil er den Geruch nicht vertragen konnte — oder fühlte er sonst noch irgend ein Unbehagen vor dem Todtenzimmer — hatte der fremde Herr die Verbindungsthüre zugezogen und fest zugesperrt.

Auf den Holzbrettern, welche die Form von Wappenschildern hatten, knieten die Hände, beutliche, italienische und französische, darüber die Plastons, Handschuhe und Kopfbänder. Jetzt rührte sie Niemand mehr an. Ueber der Thür, unter Glas und in goldenem Rahmen, hing ein Blatt mit dem alten Hefterspruch: „Honneur aux armes! Gloire a Dieu! Respect aux maitres.“ Alle diese Dinge interessirten aber den vornehmen fremden Herrn nur wenig und ungeduldig ging er weiter auf und ab.

Endlich wurde vernehmlich die Entschlußthür geöffnet.

Bruno — dazu hatte der Herr Prediger sich erboten — sollte die Nacht in seiner, des Herrn Predigers Wohnung verbringen, bis am nächsten Tage von amtlicher Seite das weitere über ihn verfügt wurde. Nur ein paar Sachen, die er zum Uebernachten brauchte, sollte er noch von Hause mitnehmen. Das Licht im Festsaal hatte der Herr Prediger schon vom Hofe aus gemerkt.

Der fremde Herr hatte sich auf die Kommoden gefest gemacht. Er stand jetzt mitten unter der Gasflamme und voll ihr ihr Licht auf sie herab.

„Ich sehe, Sie sind der Herr Prediger“, begann er sofort mit einer schnellen, kalten Stimme, wobei er aus

seinen grauen harten Augen einen scharfen Blick auf Bruno gelenkt ließ — „mein Name ist Barnstorf, ich bin ein Bruder des Verstorbenen. Ich danke Ihnen, Herr Prediger, für ihre Mithilfe. Sie brauchen sich aber nicht weiter zu bemühen. Ich bin hier, um meinen Sohn, meinen Neffen, gleich mit mir zu nehmen.“

Mit weitgeöffneten Augen starrte Bruno den fremden Herrn an. Dann drängte er sich entsehnungsvoll an seinen bisherigen Beschützer.

„Ich will nicht, Herr Prediger“, rief er, sich fest an ihm schmiegend.

„Der Wunsch scheint nach seinem Vater getrieben“, sagte Herr von Barnstorf höflich und hart und stemmte das Wort, das er trug, in's Auge.

Mit keinem Worte hielt es Herr von Barnstorf für werth, dem Mann, der an seinem Bruder die letzte Pflicht der Menschenliebe erfüllt hatte, über die vorhandenen Familienverhältnisse ein Wort der Aufklärung zu geben. Was Bruno aber von seinem Vater darüber erfahren hatte, das war auch dem Herrn Prediger bekannt geworden.

„Wir haben, Herr von Barnstorf“, sagte der Herr Prediger milde — „den Todten eben zur letzten Ruhestatt gebracht. Wir kommen von seinem frischen Grabe. Dem Kinde blüht noch das Herz. Deshalb vergehen Sie ihm. Bruno wird thun, was seiner Verantwortung nicht mit ihm ist. Er wird Ihnen für Ihre Sorge danken.“

„Ich begreife das, Herr Prediger“, erwiderte Herr von Barnstorf, so spöttisch wie vorhin — „ich habe aber nicht die Absicht, seinen Tod mit zu verdienen. Ich stehe nur hier aus Rücksicht auf unsere Familie. Der Junge trägt unseren Namen. Das legt uns Pflichten auf — Pflichten gegen uns selbst. Herr Bartlett hat mich bereits über das Nöthige informiert. Daß einer unseres Hauses der öffentlichen Wohlthätigkeit verfallen soll, das können wir nicht zugeben. Ich werde sofort Schritte thun, um die Vormundschaft über den Jungen zu erhalten. Bis zur formalen Erledigung werde ich ihn bei mir behalten und ihn noch heute Abend mit mir nehmen. Ein Koffer, in dem ein paar Sachen passen kann, wird wohl vorhanden sein. Die Regelung des Nachlasses werde ich gleichfalls beantragen. In einer Stunde geht mein Kja. Nachmals, Herr Prediger, für Ihre Mühe dank. Was Ihr Honorar betrifft, so wird Ihnen dasselbe selbstverständlich zugehen.“

Es schien, als ob mit diesen letzten Worten Herr von Barnstorf dem Herrn Prediger deutlich zu verstehen geben wollte, es habe von dieser Minute ab das Verfügungsrecht über Bruno niemand anders mehr als er selbst und er habe nicht die mindeste Lust, irgendetwas eine Einmischung nach dieser Hinsicht zu gestatten.

„Ich diene einer Religion der Liebe, Herr von Barnstorf“, erwiderte der Herr Prediger mit einem Nachdruck, den Herr von Barnstorf wohl verstehen mußte, „ich habe von Ihnen keine Bezahlung verlangt. Leb' wohl, mein Kind“, warde er sich dann an Bruno — „sei den Menschen, die fortan für dich sorgen werden, dankbar. Es sind deine Verwandten!“

Bruno ließ die Hand, die er umklammert hielt, nicht los. Aus seinen Aeren schossen auf seinen Oheim Blicke.

In den Tod haben Sie Papa getrieben“, schrie er — „ich will nicht zu Ihnen.“

Auf Herrn von Barnstorf weißgewordener Stirn schwoll eine dicke blaue Ader an. Er trat auf Bruno zu, legte eine Hand in seinen Nacken und sagte dann ganz ruhig:

„Geben Sie, Herr Prediger.“

Die graue Strafe — Fruchtstraße, Strafe aus der Kinderzeit — gesegnet in dir jeder Stein — lebe wohl!

5.

Knöpf Jahre waren vergangen und wieder war der Herbst in's Land gekommen. Auch in Berlin hatte er seinen Einzug gehalten. Die Theater und die großen Vergnügungsetablissements öffneten wieder ihre Thüren und in dem oberen Stockwerk des Cafe Bauer saß um die Nachmittagsstunde wieder die eingetroffene Kritikwelt, auch ein Zeichen für alle Kundigen, das es Herbst geworden war.

In einer späten Nachmittagsstunde kam in einem dicht am Theatergarten gelegenen stillen Hotel ein Fremder an, ein junger Mann. Ein in einem feinen Lederüberzug gebellter Violinfalt, der sich unter seinem Gedächtnisse befand, hatte daraus schließen lassen können, daß es ein reisender Musiker war, wenn der Anmeldegebiel, den er gleich in seiner Antunft ausfüllte, nicht ein genaueres Bescheid über ihn gegeben hätte.

„B. Wheeler, Artist aus Petersburg“, stand auf diesem Zettel.

Mit seinem bürgerlichen Namen hieß Mr. Wheeler — denn dieser Name war nur ein angenommener — Bruno von Barnstorf.

Der Bankist sieht in seinen jungen Jahren älter — in seinen alten jünger aus, als er wirklich ist. Beides hängt mit dem ganzen Wesen seines Berufes zusammen. Der Bankist wird ein frühreifer Mensch, nicht nur in seiner Kunst, sondern, weil ihm diese eine baldige Selbstständigkeit nöthig ist, auch in seinem sonstigen Wesen. Diese Frühreife drückt sich auch in seinem Gesicht aus; seine Kunst hält ihn aber körperlich frisch rüstig und so kommt es, daß er mit fünfzig Jahren beinahe noch ebenso aussieht wie mit fünfundzwanzig. Alter und Juend gleicht sich bei ihm aus.

Auch Bruno sah älter aus, als er war. Sein Gesicht, das nun ein kleiner schwarzer Schnurbart zierte, hatte scharf markirte Züge, und der gleichmüthige Ernst, mit dem er vorhin aus dem Wagen in das Treiben der ihm umfluthenden noch fremden Weltstadt hineingesehen hatte, ließ es noch gereifter erscheinen. Weltstädte waren ihm nichts Neues mehr. Auch zielte sich dem Bankisten in seinem Berufe des für gewöhnliche Sterbliche Verwunderlichen zu viel, als daß er das Verwundernde am Ende nicht ganz und gar verlernte.

Bruno war mit dem Filialerzuge angekommen, der seine Pferde mitgebracht hatte. Ein Bankist, der seine Thiere lieb hat, läßt sie nicht allein reisen — obwohl Bruno zu ihrer Wartung noch einen Kutscher hatte, der sie begleitete. Er war nun ein in gewissen Frachtstreifen bereits bekannt gewordener Kodespreiter geworden. Nach Berlin kam er zum erstenmal. Zum erstenmal sollte er sich in einem Circus ersten Ranges probiren. Sein Engagement war auf drei Monate berechnet, aber noch nicht perfekt. Er hatte sich erst zu einem dreimaligen Probeauftritte verpflichtet.

Nun befand er sich in seinem neuen Hotelzimmer und sah durch das offene Fenster in die stille Herbstdämmerung hinaus, die sich über die schon gelb werdenden Wipfel der Bäume unten breitete. Er wollte den Abend im Circus verbringen, aber es war noch zu früh und bis dahin irgend noch eine Zerstreung zu suchen, ertönte nicht seiner Gewohnheit.

Seine Violine stand auf dem Kleiderständer. Wie die meisten seiner Kollegen hatte er musikalisches Gefühl. Es war erst verhältnißmäßig spät in ihm erwacht, seitdem aber mit großer Kraft. Von seiner Geige trennte er sich nicht mehr. — In seiner Handtasche lag ein Band Dicens, den er angelesen hatte. Es war sein Lieblingsstück geworden. Aber Bruno dachte jetzt weder an seine Geige noch an das Buch.

Wie immer wenn er an einem neuen Ort gelangte, fiel das Bewußtsein seiner Einsamkeit über ihn her und hielt ihn so lange im Wahn, bis er wieder unter die Menschen kam.

Dann schwebte mit leisen Flügeln die Vergangenheit an ihm vorbei und sie war wie ein Traum.

Knöpf Jahre waren vergangen und wieder war der Herbst in's Land gekommen. Auch in Berlin hatte er seinen Einzug gehalten. Die Theater und die großen Vergnügungsetablissements öffneten wieder ihre Thüren und in dem oberen Stockwerk des Cafe Bauer saß um die Nachmittagsstunde wieder die eingetroffene Kritikwelt, auch ein Zeichen für alle Kundigen, das es Herbst geworden war.

In einer späten Nachmittagsstunde kam in einem dicht am Theatergarten gelegenen stillen Hotel ein Fremder an, ein junger Mann. Ein in einem feinen Lederüberzug gebellter Violinfalt, der sich unter seinem Gedächtnisse befand, hatte daraus schließen lassen können, daß es ein reisender Musiker war, wenn der Anmeldegebiel, den er gleich in seiner Antunft ausfüllte, nicht ein genaueres Bescheid über ihn gegeben hätte.

„B. Wheeler, Artist aus Petersburg“, stand auf diesem Zettel.

Mit seinem bürgerlichen Namen hieß Mr. Wheeler — denn dieser Name war nur ein angenommener — Bruno von Barnstorf.

Der Bankist sieht in seinen jungen Jahren älter — in seinen alten jünger aus, als er wirklich ist. Beides hängt mit dem ganzen Wesen seines Berufes zusammen. Der Bankist wird ein frühreifer Mensch, nicht nur in seiner Kunst, sondern, weil ihm diese eine baldige Selbstständigkeit nöthig ist, auch in seinem sonstigen Wesen. Diese Frühreife drückt sich auch in seinem Gesicht aus; seine Kunst hält ihn aber körperlich frisch rüstig und so kommt es, daß er mit fünfzig Jahren beinahe noch ebenso aussieht wie mit fünfundzwanzig. Alter und Juend gleicht sich bei ihm aus.

Auch Bruno sah älter aus, als er war. Sein Gesicht, das nun ein kleiner schwarzer Schnurbart zierte, hatte scharf markirte Züge, und der gleichmüthige Ernst, mit dem er vorhin aus dem Wagen in das Treiben der ihm umfluthenden noch fremden Weltstadt hineingesehen hatte, ließ es noch gereifter erscheinen. Weltstädte waren ihm nichts Neues mehr. Auch zielte sich dem Bankisten in seinem Berufe des für gewöhnliche Sterbliche Verwunderlichen zu viel, als daß er das Verwundernde am Ende nicht ganz und gar verlernte.

Bruno war mit dem Filialerzuge angekommen, der seine Pferde mitgebracht hatte. Ein Bankist, der seine Thiere lieb hat, läßt sie nicht allein reisen — obwohl Bruno zu ihrer Wartung noch einen Kutscher hatte, der sie begleitete. Er war nun ein in gewissen Frachtstreifen bereits bekannt gewordener Kodespreiter geworden. Nach Berlin kam er zum erstenmal. Zum erstenmal sollte er sich in einem Circus ersten Ranges probiren. Sein Engagement war auf drei Monate berechnet, aber noch nicht perfekt. Er hatte sich erst zu einem dreimaligen Probeauftritte verpflichtet.

Nun befand er sich in seinem neuen Hotelzimmer und sah durch das offene Fenster in die stille Herbstdämmerung hinaus, die sich über die schon gelb werdenden Wipfel der Bäume unten breitete. Er wollte den Abend im Circus verbringen, aber es war noch zu früh und bis dahin irgend noch eine Zerstreung zu suchen, ertönte nicht seiner Gewohnheit.

Seine Violine stand auf dem Kleiderständer. Wie die meisten seiner Kollegen hatte er musikalisches Gefühl. Es war erst verhältnißmäßig spät in ihm erwacht, seitdem aber mit großer Kraft. Von seiner Geige trennte er sich nicht mehr. — In seiner Handtasche lag ein Band Dicens, den er angelesen hatte. Es war sein Lieblingsstück geworden. Aber Bruno dachte jetzt weder an seine Geige noch an das Buch.

Wie immer wenn er an einem neuen Ort gelangte, fiel das Bewußtsein seiner Einsamkeit über ihn her und hielt ihn so lange im Wahn, bis er wieder unter die Menschen kam.

Dann schwebte mit leisen Flügeln die Vergangenheit an ihm vorbei und sie war wie ein Traum.

solche Gelegenheit, die ihm das Schicksal gleichsam zum Geschenk machte, auf der Stelle am Schoppe zu fassen und ein so vortrefflicher Künstler zu werden wie er, Timm junior, selbst.

Beide hatten jetzt den Markt erreicht. Um den Photograbungen, der mit einem von der Seiltänzerbande gina, machte sich niemand auf dem Marktplatze in Neustadt Kopfschmerzen und gemeinsam trat Timm junior mit Bruno in den heute einsamen und stillen Auler — es war kein Markttag — ein.

Vater Timm lag in seinem Gasthofszimmer im Bett und war soeben aus seinem Nachmittagschlaf erwacht. Mutter Timm saß neben dem Bett und nähte an einem mit Blumen besetzten Cobat, das Vater Timm, wenn er manchmal noch auf das Thurmfeil stieg, über seinen Kumpf zu ziehen pflegte. Das Thurmfeil war von offen zweien seiner Kunst der einzige, den Vater Timm noch kultivirte. Ueber die Laien, die etwas besonderes darin haben, wenn ein dreißigjähriger Mann noch auf das Thurmfeil stieg, dachte Vater Timm nur mit Geringschätzung. Ob jemand über ein Thurmfeil etwas altnordisches geworden war, daß es keine Attraktion mehr befah und das es nur noch für die Dörfer nicht aber mehr für Städte, von dem Range wie Neustadt gut war. Vater Timms Geschäft war klein, aber es näherte seinen Mann besser als manche Unternehmen von größerem Umfang, die mit einem starken Glat belastet waren und welche die Konkurrenz der ganz arohen Geschäfte doch allmählich auftrieb. In einer schlechten Stadt hatte Vater Timm ein Häuschen. Dort brachte er mit seiner Familie den Winter. Er arbeitete nur im Freien und erst mit dem beginnenden Frühling zog er wieder auf Kunststreifen aus.

Die Klucht des Geden hatte die Gesellschaft Timm in der That in eine schämliche Verlegenheit gebracht. Die Glanznummer, die Pyramide auf dem Trapez mußte seitdem in Fortfall kommen. Der geistlose junge Mensch hatte dabei den „Obermann“ gemacht, die Unteränner waren die feiden Timm junior. Vater Timm war leider torpulent, sonst hätte er mit seinen dreißigjährigen Jahren den Gegenstellungen seiner Familie zum Trost selbst noch der Obermann gemacht. So machte die Burschen aber alle; hatte einer halbwegs aus gelernt, dann war alle Donbarkeit verloren, dann brannte er durch. Hatte Vater Timm an die Anfänge seiner eigenen Laufbahn gedacht, so hätte er sich dabei erinnern müssen, daß er es niemals besser gemacht hätte.

„Wo man jetzt einen herbringen soll“, brummte er verärgert vor sich hin.

„Einen — was?“ fragte Mutter Timm, die den Cobat beiseite gelegt hatte und nun Kaffee trank.

Seit Mutter Timm alt geworden war und nicht mehr auftrat, machte sie nur noch einen wenig städtischen Eindruck. Auf ihre Kleidung zu Hause lezte sie wenig Werth, so daß sie ziemlich schlumpig ausah; nur Abends an der Kaffe prangte sie in einem himmelblauen Seidenkleid.

„Ein Mädel hätten wir noch haben müssen“, brummte Vater Timm in demselben Tone weiter.

Das war im Leben des bejahrten Ehepaars der wunde Punkt. Seit Mutter Timm sich von der Kunst zurückgezogen hatte, verfiel die Gesellschaft über keine zuverlässigen Mitglieder mehr und jedesmal, wenn Vater Timm Grund hatte sich zu ärgern, brachte dieses Thema, gleichsam als trafe Mutter Timm deswegen eine Schuld, auf's Tapet. Sonst hätte Mutter Timm auf diesen Vorwurf stets ein scharfes Wort zur Hand, dies wurde aber jetzt dadurch abgeschnitten, daß sich die Thüre öffnete und Timm junior und Bruno erschienen.

Leute, die Billets zu holen kamen — Vater Timm auf seinem Bett genierten sie nicht — waren der Familie nichts so unangenehm. Auch Bruno brachte sein Verlangen vor, Mutter Timm gina zu einem offenen, mit allerhand bunten Sachen vollgestopften Koffer und holte dort zwei pappene Lebrige und schon oft gebrauchte Karten hervor.

„Sollst du nicht auch einen Zettel mitnehmen?“ fragte sie.

Dazu hatte Bruno keinen Auftrag erhalten, jeder Zettel kostete zehn Pennie. Timm junior aber brach diese Unterhaltung ab. Er theilte seinen Eltern mit, was Bruno für ein junger Mensch war und welchen Plan er ihm unterbreitet hatte.

Weder Vater noch Mutter Timm gaben ein Zeichen der Ueberzeugung von sich, als wäre dies eben die gewohnte ordnungsmäßige Art, in welcher der Himmel den Bankisten zu Hilfe kommt und in welcher junge Menschen zu Geden werden. Die Gesellschaft Timm gab in Neustadt nur diese eine einzige Vorstellung, morgen siebelte sie in ihrem Wagen, der hinten im Hofe stand, nach Köbersdorf, einem großen Nachbarorte, über und Bruno konnte morgen früh also gleich mit.

(Fortsetzung folgt.)

Manche Leute finden sich mit den Tugenden ihrer Nebenmenschen schwerer zurecht als mit ihren Fehlern.